

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 35 (1945)
Heft: 31

Artikel: Der ewige Traum [Fortsetzung]
Autor: Caren
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648106>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER EWIGE TRAUM

6. Fortsetzung

Lassen sich prügeln für das bisschen Fressen und fahren dafür jedem armen Teufel an die Hose, um sich für ihr vergewaltigtes Selbstgefühl zu rächen. Mir ist die Katze lieber.“

„Dann haben Sie noch keinen richtigen Hund gehabt“, erfreift sie sich. „In meine Roma würden Sie sich sofort verlieben. Eine Schäferhündin aus den Pyrenäen, hellblond, mit fast crèmeifarbenen Brust und schwarzumrandeten Augen wie eine Primadonna. Beinahe hätte ich sie mitgenommen, ich hatte ein bisschen Angst vor Ihnen, offen gestanden. Aber ich wollte nicht gleich mit einem Polizeihund ins Haus fallen.“

„Wieso...?“ Raffal blickt argwöhnisch auf. „Ich denke, Sie sind nur ganz zufällig wegen der Katze hereingekommen...?“

„O ja, das auch — aber eigentlich wollte ich — — —“

Ariel fühlt sich brennend rot werden. Sie schämt sich jetzt der kleinen Flunkerei von vorhin. Aber was soll man ihm sagen? Doch nicht, dass man eigentlich gekommen ist, um ihm eine Unterstützung anzubieten. Diesem Mann! Der Einfall kommt ihr auf einmal ganz unmöglich vor. Aber was sonst? In ihrem Kopf kreuzen sich in der Bedrängnis des Augenblicks die phantastischsten Ideen, von denen ihr eine besonders glücklich erscheint. Sie versteckt ihre Verlegenheit hinter einem absichtlich burschikosen Ton.

„Ach was, ein kleiner Reportertrick — nichts weiter. Jetzt kann ich es ja eingestehen: ich bin Journalistin und wollte Sie über Ihre Erfindung interviewen. Und da ich wusste, dass...“

Schon wieder reisst ihr der Faden ab. Das dunkle Männergesicht neben ihr ist plötzlich wie versteint in finsterer Unzugänglichkeit. Der Blick ist nur noch Nebel, undurchdringlich, ohne einen Funken von Freundlichkeit.

„Danke, bemühen Sie sich nicht“, sagt er abweisend. „Meine Erfindung ist noch nicht reif zur Veröffentlichung.“

In der nächsten Sekunde wird er ihr den Rücken kehren und in seinem Bau verschwinden. Und sie wird dasitzen auf ihrem Brunnenrand wie ein blamiertes Rautendelein, denkt sie erschrocken und macht unwillkürlich eine Bewegung, als ob sie ihn aufhalten wollte.

„Aber wir können uns doch trotzdem ein wenig darüber unterhalten, ganz privat, warum nicht? Ich gebe Ihnen mein Wort, dass ich nichts darüber schreiben werde. Sehen Sie, ich habe nicht einmal eine Kamera bei mir, weder am Handgelenk noch am Fussknöchel,“ versucht sie zu scherzen.

Der Mann im Overall verzichtete auf Miene.

„Nein“, sagt er barsch, „ich falle auf solche Zusicherungen nicht mehr herein. Vor einem Jahr waren auch so ein paar von diesen Zeitungsleuten da, auch „ganz privat“ natürlich. Nachher waren alle Blätter voll davon. Es hat mir viel mehr geschadet als genutzt.“

„Warum geschadet?“

„Weil es die Öffentlichkeit viel zu früh alarmiert hat, viel zu früh, als meine Erfindung noch in einem ganz unvollkommenen Stadium war. Ein paar Wochen lang haben mir daraufhin die Interessenten das Haus eingelaufen. Natürlich hat die Sache immer im richtigen Moment nicht funktioniert. Man hat mich für einen Scharlatan gehalten — oder für einen Kretin. Niemand wird begreifen, dass ich doch mit einer ganz primitiven Apparatur arbeite, sozusagen mit

nichts, unter den allerschwierigsten Umständen! Und dann verfällt man der Lächerlichkeit. Ein Mensch, der Gold macht und selber dabei verhungert — das ist doch eine komische Figur, nicht wahr?“

Dominik Raffal presst die Lippen zusammen, als habe er schon zuviel gesagt, und kehrt der Fremden mit rauhem Auflachen den Rücken, um sich wieder seiner Arbeit zuzuwenden. Ariel folgt ihm scheu mit den Augen. Die bittere Selbstironie seiner Worte hat irgendwo in ihrem Innern einen leise bohrenden Schmerz aufgeweckt. Dunkel und nur mit dem Gefühl erfasst sie die wunderliche Tragik dieses Schicksals. Es fällt ihr schwer auf die Seele, dass sie sich unter falscher Flagge bei ihm eingeschmuggelt hat, unter einer in doppeltem Sinne falschen obendrein, denn das Wort „Journalistin“ scheint ihn endgültig vergrämt zu haben. Schweigend macht er sich an seinen Säcken zu schaffen, als ob sie Luft wäre. Mach, dass du endlich fort kommst,

Wir erinnern uns...

1941:

30. Juli. Die Deutschen und Rumänen berichten, dass ganz Bessarabien besetzt sei. Im Norden erreichen die Offensivkolonnen der Deutschen das Nordende des Peipussees und die Gegend südlich Luga. Um Smolensk spielen sich Kämpfe gegen zunehmenden russischen Widerstand ab.

1. August. Die Schweiz feiert ihr 650jähriges Bestehen nochmals im Zeichen grosser außenpolitischer Sorgen ab. Seit einem Jahre hat indessen die Rüttlerei General Guisans die nationale Entschlossenheit sichtlich gesteigert.

1942:

31. Juli. Die Schlacht um Stalingrad, die lange Monate dauern wird, hat begonnen, ebenso die Schlacht um den Kaukasus: Der Don ist auf seinem Unterlauf bezwungen. Durchbruch gegen Salsk am Rande der Kalmückensteppe.

1943:

31. Juli. Ganz Sizilien ohne das Gebirgsdreieck von Catania nordwärts ist in der Hand der Alliierten.

31. Juli. Der deutsche Frontteil von Orel ist von den Russen umzingelt.

1. August. Die Regierung Badoglio verbietet die Tätigkeit der neu auferstandenen Parteien für ganz Italien.

1944:

27. Juli. Während in Deutschland Hitler als Antwort auf das Attentat vom 20. Juli den totalen Volkeinsatz befiehlt, phantasieren die militärischen Sprecher in Berlin von der „Zwangslage Eisenhowers“ im Westen. Die Amerikaner stehen dicht vor dem Durchbruch bei Avranches.

29. Juli. Die Russen erstürmen an ein und demselben Tage Dünaburg, Lemberg, Stanislau, Bialystock und Schaulen in Litauen.

30. Juli. Auf Cotentin melden die Amerikaner den Zusammenbruch der letzten deutschen Verteidigungslinie nördlich Avranches-St-Lô.

sagt seine störrische Hinterfront. Nein, nun grade nicht, Herr Erfinder, und wenn Sie noch so finster dreinblicken!

„Müssen Sie das unbedingt jetzt machen?“ fragt sie halb scherzend. Aber er scheint die versteckte Rüge doch verstanden zu haben, denn er lässt den Sack, den er eben gegen den Zisternenrand gestemmt hat, wieder heruntergleiten.

„Ja“, sagt er trocken, „entschuldigen Sie. Wir bekommen heute noch Regen und das Material darf nicht nass werden.“

„Regen? Bei diesem Himmel?“

„Man hat heute um die Mittagsstunde Korsika gesehen, das ist das sicherste Barometer.“ Sein Blick streift flüchtig über ihr dünnes Sommerkleid. „Wenn Sie noch einen weiten Weg vor sich haben, werden Sie gut tun, jetzt aufzubrechen, Madame. Unsere Regen hier sind die reinste Sintflut.“

„Das macht mir gar nichts, ich werde schon wieder trocken. Aber keine Angst, Sie werden mich sowieso gleich los. Sie müssen mir nur noch erlauben, Tino guten Tag zu sagen.“

„Tino?“

„Ja, oder Stan, wie Sie ihn nennen — weil das männlicher klingt. — Wir haben uns neulich beim Baden kennengelernt und Freundschaft miteinander geschlossen.“

„Ach, Sie waren das —!“ Raffal sieht plötzlich aus, als ob ihm ein ganzer Fackelzug von Erleuchtungen durch den Kopf ginge. „Stan hat mir schon davon erzählt. Er faselte etwas von einer Tänzerin, die ihn auf ihre Reisen mitnehmen will und allerhand so Dummheiten. Ich habe ihm den Rat gegeben, sich einen andern Badeplatz zu suchen.“

„Warum denn?“

„Weil ich nicht will, dass man meinem Sohn solchen Unsinn in den Kopf setzt, auch nicht im Scherz. Ich wusste übrigens sofort, dass etwas dahintersteckt.“

„Was sollte denn dahinterstecken?“

„Dass sich irgend jemand unter falschen Vorspiegelungen an den Jungen herangemacht hat, um ihn auszuhorchen.

Tänzerin! Das klang mir gleich verdächtig. Ich habe eine vorzügliche Witterung.“

„Meinen Sie?“ Sie sieht ihm grade ins Gesicht, mit einem kleinen, spöttisch tanzenden Funken in den Augen. „Dann muss ich Ihnen leider sagen, dass Ihre vorzügliche Witterung Sie diesmal gründlich getäuscht hat. Ich bin nämlich wirklich Tänzerin und von Journalistin keine Spur. Ich lese nicht einmal Zeitungen, geschweige dass ich darin schreibe. So — jetzt ist es heraus“, schliesst sie mit einem kleinen Stoßseufzer der Erleichterung.

Er macht eine verächtliche Gebärde. „Lüge Nummer drei.“

„Nein, wirklich, diesmal ist es die Wahrheit. Ich will Ihnen sogar meinen Namen nennen, damit Sie mir glauben. Ariel Caliga —“

Sie macht eine kleine Pause und sieht ihn lächelnd an, als erwarte sie von ihm irgend ein Aufleuchten erkennender Bewunderung. Es macht ihn ganz verlegen, dass ihm dieser Name so gar nichts sagt, er wird unwillkürlich rot, wie ein Pennäler, der seine Lektion nicht gelernt hat.

„Verzeihen Sie“, sagt er stockend, „ich lebe seit Jahren ganz ausserhalb der Welt. Früher bin ich viel ins Theater gekommen. Ich habe Nijinski gesehen und die Karsavina und alles, was es damals an Tanzgrössen gab. Aber das ist lange her.“

Er begegnet ihrem aufmerksam prüfenden Blick, in dem sich etwas wie Verwunderung ausdrückt. Verwunderung wahrscheinlich über den grotesken Gegensatz, in dem seine ganze Erscheinung zu diesen weltläufigen Reminiszenzen steht. Sicher hält sie ihn für einen lächerlichen Aufschneider, der sich mit einer mondänen Vergangenheit vor ihr brüskt will. Was aber soll man ihr sonst sagen? Dass man einmal Offizier gewesen ist bei den Windischgraetzer Dragonern, ein guter Reiter und Polospieler? Und ihr vielleicht die Photographien zeigen, die Tino dem grossen Scheiterhaufen entrissen hat, auf dem man diese ganze Vergangenheit einschärfen wollte? Hier, Madame — sehen Sie, was für ein flotter Kerl ich einmal war! Jetzt laufe ich in einem dreckigen Overall herum und habe Schulden und muss mir von Madame Philomene das Essen schenken lassen. So weit ist es mit mir gekommen . . . !

Nein, lieber schweigen. Lieber keinen Vergleich herausfordern, der nur zu seinen Ungunsten ausfallen kann in den Augen dieser Frau. Ein Glück, dass sie selbst das Gespräch in ein anderes Fahrwasser leitet.

„Ihr Sohn ist ein reizendes Kind, Sie sind zu beneiden um ihn“, sagt sie nach einer Pause. „Ist es wahr, dass er Musiker werden will?“

Über das ernste Männergesicht gleitet ein Lächeln.

„Ja, es ist seine fixe Idee. Er scheint auch wirklich ganz begabt zu sein. Schon mit drei, vier Jahren sang er jede Melodie nach, die er hörte. Unser Nachbar hat ihm zu Weihnachten eine Occarina geschenkt, seitdem ist es gar nicht mehr mit ihm auszuhalten. Den ganzen Tag phantasiert er auf dem Ding herum, dass ich manchmal ganz nervös werde bei meiner Arbeit. Dabei kennt er natürlich keine Note.“

„Das spricht um so mehr für sein Talent. Wollen Sie ihn nicht ausbilden lassen?“

„Zum Musiker?“ Er lacht. „Um Gotteswillen, das ist doch kein Beruf. Wenn ich das Geld hätte, ihn studieren zu lassen, müsste er mir schon ein solideres Handwerk lernen. Zum Glück sind wir diesem Dilemma vorläufig enthoben, denn ich habe kein Geld, weder für das eine noch für das andere. Und Stan ist ja noch ein Kind.“

„Aber man sollte ihn doch jetzt schon ein richtiges Instrument lernen lassen“, beharrt sie, „Geige oder Klavier, wozu er am meisten Lust hat. Ich möchte ihn so gern einmal spielen hören, schade dass er nicht zuhause ist, vielleicht —“

Sie hebt aufhorchend den Kopf. „Was ist das? Haben Sie irgendwo einen Bienenstock?“

Des Liedes Auferstehen

Erst war ein Wimmeln noch am Rain;
Jungvolk trug goldne Garben ein.
Heimzu geht's nun bei Lied und Ton,
Begleitet vom Akordeon.

Wie klingt das hell und froh und klar
Aus glückverbund'ner Jugendschar!
Nur eines steht fernab dem Glied —
Mein Herz, mein Herz, hast du kein Lied?

Was fragst du mich nach Lust und Freud?
All meine Lieder sind verstreut;
Sie wandern als ein ferner Sang
Der sternbesäten Nacht entlang.

Denn alle Lieder klingen aus —
Und sind doch irgendwo zu Haus.
Der Herrgott kennt Glück, Weh und Lauf
Und ihre Stimmen hebt er auf.

Zu künft'gem Lenz, in lauer Nacht
Streut er die eine — andre sacht
Ins junge Feld als Blumentau
Und neu erklingt im Lied die Au.

Peter Bratschi

Das Ramseyerloch und die Untertorbrücke

Stadtausgänge des ältesten Bern

Mitten in Wald und Sumpf baute in sa-
genhafter Zeit mutiger Menschenwille die
Feste Nydegg an der Aare, die ins Land
mehr abweisend als freundlich grüsste.
Zweck dieser Felsenburg war die Kontrol-
lierung und Sicherung des wichtigen
Flussüberganges und des breiten Streifen
Landes, der das deutsche vom romanischen
Volk trennte. Im Schatten der
Burgmauern entstand eine vorzährlingische
Siedlung, die später zur Stadt erhoben
wurde. Urkunden und Chroniken aus je-
ner Frühzeit fehlen. Von der Burg wissen
wir nur, dass sie als Reichsfeste um 1266,
in der herrenlosen Zeit von den Stadtber-
nern, selber zerstört worden ist. Heute ist
von der ganzen Reichsherrlichkeit nichts
mehr geblieben als der Name — Nydegg
an der Aare.

Das Leben und die Geschichte Berns
beginnen für uns erst mit der Stadtgrün-
dung durch Berchtold V. von Zähringen
ums Jahr 1191 in der Hochblüte des
Mittelalters. Ueber den Hügelrücken ließ
eine Strasse zum Wassertor der Nydegg-
fähre hinunter und hinaus in die weite
Landschaft.

Unsere Väter sahen noch die Reste des
alten sogenannten Ramseyerlochs, des
Torturms, der bei der Mattenenge zur
Aare hinaus führte. Auf dem Stadtplan
Sickingers von 1603—1607 erkennt man den
alten Turm genau an den Zinnen. Der
Simmersche Stadtplan von 1790 bezeichnet
die Örtlichkeit des Tores mit Engi und
der Stadtplan J. J. Brenners von 1757 gibt
die Lage des Tores deutlich an. Ansichten
aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts zei-
gen den Turm in reduzierter Höhe mit
einer Dachsschräge; er mag baufällig ge-
worden sein, als die Dachzinne abgebro-
chen wurde.

Nach dem Bau der Untertorbrücke von
1256 war das Ramseyerloch kein Stadttor
mehr. Es verblieb aber als Zugang zur
Lenti, Tränke, Schwemme und zum Was-
serholen. Später wurde der Durchgang
halb vermauert und verpallisiert und
1723 auf Befehl des Kriegsrates ganz abge-
schlossen. Von 1873 an ist der Turm im
Hausumbau Mattenenge 5 verschwunden:
Noch 1815 sah man dort eine in den Sand-
steinfelsen gehauene Treppe, die von der
Nydegg zum Fluss hinabführte.

Schon beim Bau der hölzernen Unter-
torbrücke (1256) und später beim Einbau
der steinernen Jochs (1461) musste der
Läuferplatz und die Einmündung der Mat-
tenasse dem Brückenniveau angepasst
und gehoben werden, wodurch der Tor-
turm samt dem Vorhöfchen in einen Gra-
ben versenkt wurden, daher der Name
Ramseyerloch. Für diesen Torturm wa-
ren auch noch andere Bezeichnungen ge-

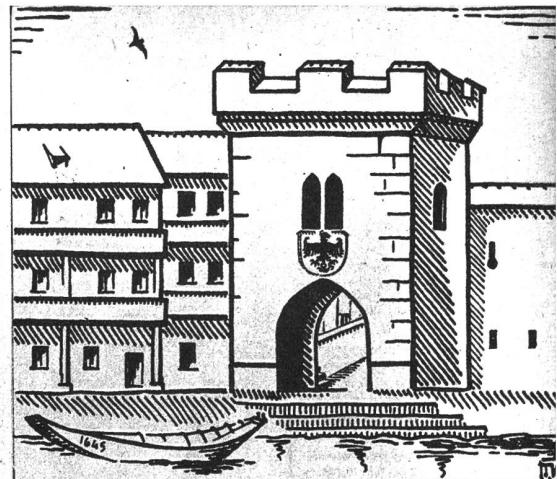
bräuchlich, wie Engitor und Lentitor. Im
Turm soll noch im 18. Jahrhundert die
chörgerichtliche Gefangenschaft bestanden
haben.

Erst nach 1400, als die Trommamer
(Abschluss-Ringmauer) vor dem Hause
Mattenenge 8 durchbrochen wurde, kam
der Name Engi (Mattenengi) auf. 1577 fin-
den wir diese Bezeichnung für die Gassen-
lücke und Höfchen beim Ramseyerloch.
Das älteste Stadtwappen mit dem Bär, er-
neuert 1555, besteht heute noch am Haus
Mattenenge 8. Es gab im Anfang des
15. Jahrhunderts an der Matte noch andere
Befestigungstürme, von denen wir
aber keine genauen Nachrichten haben.

Die Matte, lateinisch stets pratum ge-
nannt, war offenbar bei der Stadtgrün-
dung eine Wiese auf der Flussniederung
der Aare, worauf einzeln Fischerhütten,
ein Wirtshaus, vielleicht eine Kapelle ge-
standen haben mögen. Viel historische Er-
innerungen knüpfen sich an die alten
Mauern und Winkel des Mattenquartiers;
der unterste und älteste Teil hat noch den
Stempel einer früheren Zeit bestens be-
wahrt. Unter den Handwerkern blühten
vor allem die Gerber (Gerbergasse) und
die Weber, die mit ihren Erzeugnissen
ausgedehnten Handel trieben. Das Bern-
tuch hatte schon in jenen frühesten Zei-
ten einen guten Ruf. Die neue Zeit kam
da unten noch nicht zu ihrem Recht der
Sanierung.

Im Jahr 1717 sollen bei sehr niedrigem
Wasserstand der Aare, «dass man vielen
Orten zu Pferd und Fuss ohne Gefahr
habe durchwaten können», beim ehemaligen
Fasshaus im Altenberg (Nähe Landhaus)
Reste eines seitseins Werkes
«in geviert mit 12 Schuh lang und breit, mit grossen Steinen aus-
gefüllt» zum Vorschein gekommen sein;
nach Ansicht der Historiker sind es Reste
eines alten Brückenpfeilers gewesen (?).
Auch beim Ramseyerloch war ein Brückens-
chlag unmöglich, da die unbedeutende
Niveaudifferenz zwischen Torfuss und
Wasserspiegel eine richtige Aarebrücke
mit offener Schiffs durchfahrt ausgeschlos-
sen hätte. Es ist also die Untertorbrücke
wohl der erste Brückenbau. Die schmale
Flusskrümmung bei der Nydegg war für
den Aareübergang am günstigsten.

Der Bau der Untertorbrücke begann
1256 gleichzeitig mit der dritten Stadt-
erweiterung: Zeitglocken-Käfigturm. Die
Brücke war nach mittelalterlicher Art be-
festigt. Sie hatte an beiden Enden und auf
den Flusspfeilern verschliessbare Torauf-
bauten. Die Brustwehren waren gezinnt,
das Ganze gedeckt, so dass diese Brücke
in hübscher, architektonischer Gestalt
das Aussehen einer kleinen Festung bot.



Sie diente ebenso dem Verkehr wie der
Verteidigung, zu welchem Zweck jenseits
einer fester Wehr- und Wachturm, der so-
genannte Blutturm, als Brückenkopf mit
Graben und Fallbrücke errichtet wurde.
Dieser Torturm hatte ursprünglich nur drei
Fassaden, da die gegen Brücke und Stadt
zugekehrte Seite, wie bei den andern
Stadttooren, offen war. 1625 wurde der Tor-
durchgang vermauert und der Brücke-
ausgang um den Turm herumgeführt.

Unter dem Brückendach gab es zu
beiden Seiten der Fahrbahn Krambuden
und auf dem stadtseitigen Brückenpfeiler
befand sich eine Wegkapelle, 1467 der
hl. Maria geweiht. In Kriegszeiten lag
eine Besatzung auf der Brücke. Zweimal
wurde die alte Nydeggbrücke durch die
Heere Rudolfs von Habsburg 1288 aufs
allerschwerste bedroht.

1758, bei Anlass der Staldenkorrektion,
wurden die Brückenaufbauten entfernt
und ein neues äusseres Tor erstellt, und
im Jahre des Heils 1760 auf der Stadt-
seite ein Triumpfbogen errichtet, für die
Ewigkeit; doch fiel der Bogen 1820 und
das äussere Portal 1863 (Sündenfall der
Ratsherren). Es ist bedauerlich, dass die
prächtige Brücke, kurz vor ihrer teil-
weisen Ausschaltung aus dem Verkehr
durch den Bau der neuen Nydeggbrücke
(1844) sich noch eine Modernisierung mit
dem simplen Eisengeländer gefallen lassen
musste, die ihr allen architektonischen
Schmuck geraubt hat.

Unten bei der Nydeggbrücke stand der
Vorspann für Frachtwagen bereit, um die
schwere Last den Stalden heraufzuziehen,
der bis zum vierröhigen Brügglerbrunnen
am Schwendeplatz steil anstieg, in seinem
oberen Teil noch stärker als heute, ehe
die untere Gerechtigkeitsgasse zu wieder-
holten Malen korrigiert wurde.

Ein halbes Jahrtausend und mehr hatte
die nun kahl- und kaltgestellte Unter-
torbrücke als Verkehrsader ins weite
Land hinaus gedient, auf der das Chais-
lein und die Postkutsche, der vierspännige
Lastwagen und der tapfere Fußgänger
die Entfernung massen,

«jä gäll, so geit's!»

Ein leises, eintöniges Summen, wie von tausend Bienen,
kommt aus der Richtung des Hauses. Raffal schüttelt
belustigt den Kopf.

„Nein, das ist meine Maschine. Ich bin schon so daran
gewöhnt, dass ich es gar nicht mehr höre.“ Er zieht seine
Uhr aus der Brusttasche. „Es wird übrigens Zeit, dass ich
den Strom abstelle. Wollen Sie mit hereinkommen und es
sich ansehen?“ fragt er mit einem plötzlichen Aufleuchten,
das sein Gesicht um Jahre verjüngt. Er verspürt auf einmal
ein unbeswingbares, naives Bedürfnis, ihr diese selbst-
gebaute Maschine zu zeigen, die sein Stolz ist, sein Sieg über
die hartnäckige Bosheit des Schicksals.

Es ist nichts als ein simples Holzkästchen, wie eine Art

selbstgebastelter Radioapparat, getragen von einem roh-
gezimmerten Stativ, dessen vier gespreizte Füsse auf einer
grossen, am Boden liegenden Kupferplatte stehen. Unter
dem surrenden Kästchen, in der Mitte der Kupferplatte, liegt
ein kleiner grauer Sack. Dieser Sack, erklärt Raffal, enthält
pulverisiertes Mineral. Das Kästchen darüber aber um-
schliesst das eigentliche Geheimnis, ein neues merkwürdiges
Element, „Ixion“ genannt, das unter einer bestimmten
elektrischen Spannung Strahlen aussendet, ähnlich dem
Radium, aber unvergleichlich viel stärker.

„Und verstehen Sie“, sagt Raffal, „unter der Einwir-
kung dieser Strahlen verändern sich die Atome des Minerals.

(Fortsetzung folgt)